

Elfriede Löchel

**„Es könnte etwas dabei herauskommen“ –
Psychologische Aspekte textbasierter „virtueller“ Realität und
Beziehungsmuster jugendlicher Chatter**

Das Internet ist ein integratives Medium, das verschiedene Funktionen und Formen des Datenaustauschs und zunehmend auch des sozialen Handelns umfaßt. Aus Gründen dieser Funktionsvielfalt lassen sich auf empirischer Grundlage keine generellen Aussagen über die psychische Bedeutung dieser Technologie treffen. Angemessener scheint mir, den jeweils konkreten Erfahrungsgehalt verschiedener Nutzungsweisen zu untersuchen, um diese Befunde dann in einem zweiten Schritt zu komplexeren theoretischen Erwägungen in Beziehung zu setzen.

Das Chatten als zeitgleiche schriftliche computervermittelte Interaktion

Meine Wahl fiel auf das Chatten (1) als erste Konkretisierung des Untersuchungsgegenstands, weil es sich hier um eine Form von Interaktion handelt, die durch das Internet neu entstanden ist: die zeitgleiche schriftliche Interaktion. Die technische Möglichkeit zum synchronen schriftlichen Kontakt konstituiert eine Form von Literalität, die sich unterscheidet von traditionellen Formen der Schriftlichkeit ebenso wie von zeitgleicher mündlicher Kommunikation im lebensweltlichen Zusammenhang. Das macht sie zu einem auch theoretisch interessanten und untersuchenswerten Phänomen.

Für Jugendliche hingegen sind Chats interessant, weil sie – anders als themenbezogene fachliche Newsgroups oder Selbsthilfegruppen – keinen anderen Zweck verfolgen außer sich zu treffen und zu unterhalten. Sie können als beispielhaft für zweckfreie soziale Interaktion aufgefaßt werden, die vorrangig der Identitätspräsentation und Anerkennung durch andere dient. Gerade solche Arten von Interaktion sind für Jugendliche (2) besonders wichtig. Das mag einer der Gründe sein, warum Jugendliche, insbesondere männliche Jugendliche, zur Zeit die größte Nutzergruppe von Chats darstellen. Neugier und der Drang, sich von der älteren Generation noch nicht besetzten kulturellen Gebieten zuzuwenden, mag ebenfalls eine Rolle dabei spielen. Über diese generellen alterstypischen Beweggründe hinaus stellt sich jedoch die Frage nach den spezifischen subjektiven Bedeutungen und Phantasien, die sich mit dieser neuen Form computergestützter Interaktion verbinden.

Ich habe zur Untersuchung solcher technikpsychologischen Fragestellungen einen psychodynamischen Untersuchungsansatz vorgeschlagen, der die Beziehung zum technischen Medium als Objektbeziehung analysiert, die das Resultat einer individuellen Beziehungsgeschichte mit spezifischen Wünschen und Ängsten, Befriedigungen und Versagungen, Konflikten und Konfliktlösungsversuchen ist (Löchel 1997). Mit diesem Untersuchungsansatz habe ich in den Jahren 1990-91 die Erstbegegnungen von Männern und Frauen mit dem Computer untersucht und wende ihn ge-

genwärtig in einer noch nicht abgeschlossenen Untersuchung, auf die ich im zweiten Teil dieses Aufsatzes eingehen werde, auch auf das Internet an.

Zuvor möchte ich noch meine Überlegungen zur Auswahl des Chattens als exemplarisches Untersuchungsgebiet fortführen, sodann in kritischer Absicht auf den Begriff des „Virtuellen“ eingehen und schließlich einige meiner theoretischen Überlegungen zur Diskussion stellen.

Obwohl die Leib-, Zeit- und Ortsgebundenheit, die die Koordinaten lebensweltlicher sozialer Interaktion darstellen, bei den netzvermittelten Kontakten außer Kraft gesetzt sind (3), weisen auch die Chatkontakte einige wesentliche Merkmale sozialer Interaktion auf: Sie sind reziprok, d.h. es gibt wechselseitige Bezugnahme und Beeinflussung. Sie können, wenn sie sich über einen längeren Zeitraum hin erstrecken, eine nachvollziehbare, sogar dokumentierte Geschichte und somit eine gemeinsame Welt geteilter Bedeutungen aufweisen, auf die sich die Beteiligten beziehen können.

Die Erfahrung einer dermaßen neuartigen Form von Interaktion wirft in der sozialwissenschaftlichen Literatur ebenso wie in den Interviews mit jugendlichen Chattern immer wieder die Frage nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden dieser „virtuellen“ Interaktion im Verhältnis zur reellen auf. Je verhaltenstheoretischer die Autoren orientiert sind, desto eher halten sie Unterschiede für vernachlässigenswert. Die Sozialpsychologin Nicola Döring (2000, S. 40) beispielsweise schreibt, es spreche „theoretisch ... nichts dagegen, dass eine Liebesbeziehung vornehmlich oder ausschließlich auf Netzkontakten“ basiere. Sie ist der Auffassung, daß sich „durch den ... Austausch von digitalen Text-, Ton- und/oder Bildbotschaften prinzipiell Leidenschaft ..., Intimität ... und Verbindlichkeit ... vermitteln lassen“. Ihrer Ansicht nach läßt sich Leidenschaft durch „geteilte Erregung beim gemeinsamen Ausformulieren sexueller Fantasien“ herstellen, Intimität durch „Unterstützung bei persönlichen Problemen“ und Verbindlichkeit durch „regelmäßige Kontaktaufnahme“ (ebd.). Im Gegensatz dazu stehen soziologische Ansätze, die über komplexere Handlungstheorien verfügen. So vertreten z.B. der Mediensoziologe Josef Wehner und die Philosophin Sybille Krämer die Auffassung, daß die Chatter „gar nicht mit einer anderen konkreten Person“ kommunizierten, sondern „mit dem Netz selbst“; es handele sich lediglich um „Interaktionen mit textuellen Strukturen bzw. mit einer Symbole erzeugenden Maschine“ (Wehner 1997, S. 136; vgl. auch Krämer 1997, S. 97). Ihre Überlegungen weisen darauf hin, daß für die wechselseitige Bezugnahme von Personen die natürliche Sprache und eine geteilte Lebenswelt vorauszusetzen seien. Häufig wird mit der „virtuellen“ Kommunikation die euphorisierende Vorstellung der Befreiung von dieser lebensweltlichen Situierung und Begrenzung verbunden. Dann wird vertreten, daß sozial diskriminierende Merkmale wie Geschlecht, Hautfarbe, Alter, Nationalität, Aussehen, Kleidung oder körperliche Behinderungen als Einflußfaktoren irrelevant würden. Man könne sich ungestört auf den Informationsaustausch bzw. die Pflege einfühlsamer Interaktionen konzentrieren. Diese Argumentation hakt aber an einem entscheidenden Punkt. Sie vergißt nämlich gerade diejenigen, die solche Interaktionen als befreiend erleben, weil sie unter den Unfreiheiten und Behinderungen in Wahrheit *leiden*. Es geht nun nicht darum, die mögliche Entlastungsfunktion „virtueller“ Interaktionen anzuzweifeln, sondern darum, den Blick auf die Subjekte zu lenken, die sich

diese Entlastung so schmerzlich wünschen. Das die „Virtualität“ genießende Subjekt aber ist nicht identisch mit der auf dem Bildschirm erscheinenden schriftlichen Selbstrepräsentation. Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit richtet sich auf das wünschende und leidende, das heißt in Lebensnot und in nicht wählbare Gegebenheiten verstrickte, Subjekt, und das begründet die Notwendigkeit eines psychoanalytischen Untersuchungsansatzes, der ansonsten in der Technikforschung auf den ersten Blick vielleicht antiquiert erscheinen mag.

„Virtualität“ als Leitbild

Bevor ich mich den psychologischen Fragen im engeren Sinn zuwende, möchte ich in einem kurzen Exkurs auf den Begriff der „Virtuellen“ eingehen. Das Etikett „virtuell“ hat sich in den letzten Jahren rasch durchgesetzt als Pauschalbezeichnung für alles, was irgendwie mit dem Internet zu tun hat (z.B. „virtuelle Gruppen“ und „virtuelle Identität“) und wird darüber hinaus, wie das häufig bei technischen Begriffen der Fall ist, zunehmend als Metapher auch für nicht computervermittelte kulturelle Räume verwendet, wenn etwa künstlerischen oder literarischen Werken die Fähigkeit zum Eröffnen „virtueller“ Räume zugeschrieben wird. Verdächtig erscheint mir daran die Übergeneralisierung. Im Gegenzug dazu möchte ich zunächst auf die Entstehungskontexte des Begriffs zurückgehen. Es lassen sich drei verschiedene Verwendungen ausmachen:

Erstens: Die Herkunft des Begriffs „virtuell“ aus der physikalischen *Optik*. Es geht in der physikalischen Abbildungstheorie um die Frage, wie sich von einem materiellen Gegenstand Abbildungen erzeugen lassen, indem man die von ihm ausgehenden oder die an ihm reflektierten Lichtstrahlen durch ein optisches System (Linsen, Prismen oder Spiegel) laufen läßt. Dabei können grundsätzlich zwei Arten von Bildern entstehen: reelle Bilder und virtuelle Bilder. Bei einem reellen Bild schneiden sich die Lichtstrahlen genau in dem Punkt, wo auch das Bild entsteht, was z.B. bei den Aufnahmen einer Filmkamera der Fall ist. Ein solches Bild kann auf einer Mattscheibe aufgefangen werden. Bei virtuellen Bildern dagegen ist der Ort, an dem das Bild entsteht und gesehen wird, ein anderer als der Ort, an dem sich die Lichtstrahlen schneiden. Das uns allen vertrauteste Beispiel eines virtuellen Bildes ist unser eigenes Spiegelbild. Die Lichtstrahlen schneiden sich in dem Fall nicht da, wo wir das Bild sehen, sondern in einem imaginären Punkt „dahinter“. „Virtuell“ heißt also in diesem Zusammenhang, ein Bild (z.B. von sich selbst) dort sehen, wo es nicht ist. Die Betonung liegt dabei auf dem Sehen – und einer Täuschung hinsichtlich der Lokalisierung des Gesehenen.

Zweitens: Eine weitere Bedeutungsschicht von „virtuell“ rührt aus dem Kontext der *dreidimensionalen Computersimulation* her. Hier ist „virtuelle Realität“ eine Sammelbezeichnung für alle Methoden und Techniken, die benötigt werden, um einen Menschen in eine computergenerierte künstliche dreidimensionale Umgebung zu versetzen und ihm zu ermöglichen, mit dieser künstlichen Umgebung zu interagieren. Voraussetzung dafür sind Datenhelme mit Stereobildschirmen, Datenhandschuhe oder Datenanzüge. Diese Geräte enthalten Sensoren, die die Bewegungen des Nutzers

aufgreifen und die Perspektive auf den Bildschirmen möglichst zeitgleich darauf abstimmen. So kann man z.B. eine simulierte Führung durch Räume mitmachen und dabei wechselnde Perspektiven erleben, die dann mehr oder weniger überzeugend mit den eigenen Kopfbewegungen und Schritten verbunden sind. Beim Tragen von Datenhandschuhen, die mit sensorischer Rückmeldung ausgestattet sind, kann man sogar Dinge anfassen und manipulieren, die man in der virtuellen Umgebung sieht. Im Unterschied zu der so definierten „Virtualität“ ist das Internet in allen wesentlichen Funktionen, in denen es zur Zeit genutzt wird, zweidimensional. Und die Rede von „Räumen“, in die man sich hineinbegibt, ist rein metaphorisch! Hinzu kommt, daß die technischen Möglichkeiten zur Realisierung dreidimensionaler Virtualität noch ziemlich unvollkommen sind. Umso mehr muß die generalisierte Verwendung ausgerechnet dieses Begriffs als idealisierende Vorwegnahme verstanden werden, die mehr den Charakter eines technischen Leitbildes oder Paradigmas hat, als daß sie eine tatsächlich vorhandene technische Eigenschaft des WorldWideWeb (WWW) bezeichnete.

Drittens: Eine dritte Bedeutung, die in den aktuellen Gebrauch des Begriffs „virtuelle“ Realität hineinreicht, hat mehr mit den technischen Eigenschaften des Internet zu tun. Gemeint ist die *Interaktivität*, die durch die Hypertextstruktur hergestellt wird. Der Text des WWW ist bekanntlich nicht linear-sequentiell wie ein Buch aufgebaut und fixiert, sondern als Gewebe von Textbausteinen, die in beliebiger Reihenfolge durch das Anklicken sog. anchor-links aktiviert werden können. Während bei einem Lexikon in Buchform verschiedene Leser, die ein- und denselben Begriff nachschlagen wollen, auch alle ein- und dieselbe Seite aufschlagen müssen, tun sich im WWW zahllose verschiedene Wege auf, sobald dieser Begriff mittels einer Suchmaschine eingegeben wird. Der Leser kann durch das Anklicken eines (innerhalb eines vorgegebenen Rahmens) von ihm selbst zu wählenden markierten Wortes sich jederzeit einen neuen Kontext heranziehen. Das führt dazu, daß jeder Benutzer dieses elektronischen Lexikons einen anderen Text erzeugt und liest. In diesem Fall ist das nicht nur metaphorisch gemeint, so wie jeder Leser eines Buches dieses in seiner Phantasie neu erschafft, sondern der zurückgelegte Weg ist technisch nachvollziehbar, man könnte ihn hinterher ausdrucken.

Diese Überlegungen zum Begriff der „Virtualität“ sollten auf einen mir problematisch erscheinenden Sprachgebrauch hinweisen. Offenbar wird dieser Begriff zur Zeit in einer sehr unspezifischen Weise vor allem zur Unterscheidung von lebensweltlicher Realität gebraucht. Es ist daher nötig zu klären, worüber wir jeweils sprechen, wenn von „virtueller“ Realität und besonders wenn von ihrer psychischen Bedeutung die Rede ist. Die „virtuelle“ Welt eines angehenden Piloten im dreidimensionalen Flugsimulator ist sicher etwas anderes als die „virtuelle“ Beziehungswelt eines Chatters. Psychologisch bedeutsam sind beide. Meine Überlegungen beziehen sich im folgenden vorrangig auf das Chatten und andere Formen textbasierter computervermittelter Kommunikation. Dabei gehe ich der Frage nach, welche Entsprechungen diese auf der Ebene des psychischen Erlebens aufweisen. Welche Phänomene auf der Erlebensebene lassen sich in Beziehung setzen zu der technisch herstellbaren textbasierten „virtuellen“ Realität? Drei Konzepte scheinen mir zur Beschreibung des psy-

chischen Korrelats textbasierter „virtueller“ Realität besonders geeignet: der intermediäre Raum, eine spezifische Form der Literalität, die ich „schlagfertiges Schreiben“ nenne, sowie Entgrenzungsphänomene.

Theoretische Überlegungen zum psychischen Korrelat textbasierter „virtueller“ Realität

1. Partielle Technisierung des intermediären Raums

Psychologisch betrachtet ist „virtuell“ zunächst eine Bezeichnung für eine Realitätserfahrung, die sich sowohl unterscheidet von der phantasierten, imaginierten, vorgestellten Welt auf der einen Seite als auch einer nicht nur vorgestellten materiellen und sozialen Welt auf der anderen Seite. „Virtuelle“ Realität ist nicht Phantasie und sie ist nicht Realität im lebensweltlichen Sinn. Sie ist weder psychischer Innenraum noch ist sie Außenraum, sondern etwas dazwischen; was zahlreiche Autoren dazu veranlaßt hat, sie mit dem Winnicott'schen intermediären Raum zu vergleichen.(4) Winnicott (1987) hat bekanntlich auf psychische Phänomene und Erlebnisformen aufmerksam gemacht, die die Unterscheidung zwischen Innenwelt und Außenwelt nicht oder noch nicht kennen: das Übergangsobjekt und der Übergangs- oder intermediäre Raum. Während das Übergangsobjekt, ein stofflich-materielles Etwas, das vom Kind mit der Qualität des Beruhigenden ausgestattet wird, im Alter zwischen vier und zwölf Monaten entdeckt wird und in seiner Stofflichkeit ein vorübergehendes Phänomen ist, ist der sogenannte intermediäre Raum, der später an seine Stelle tritt, ein bleibender Bestandteil der psychischen Struktur. Winnicott beschreibt ihn als die Fähigkeit zu spielen, kreativ zu sein, Kunst- und Kulturobjekte zu schaffen und zu genießen. Der von Winnicott beschriebene intermediäre Raum ist ebenso wie die Unterscheidung zwischen Innenwelt und Außenwelt eine Funktion und Fähigkeit des Subjekts, eine psychische Funktion. Sie besteht darin, in einem Bereich zwischen den Anforderungen der Triebe auf der einen Seite und denen der äußeren Realität auf der anderen Seite Erfahrungen zulassen zu können, die nicht der Realitätsprüfung unterzogen werden müssen. Hier erlebt das Subjekt eine Entlastung von der mühsamen psychischen Arbeit, ständig zwischen Innen und Außen, Selbst und Anderen, unterscheiden und mit der eigenen getrennten Existenz fertig werden zu müssen.

Aber ist es zulässig, den Realitätsstatus sogenannter „virtueller“ Welten dem des intermediären Raums gleichzusetzen, nur weil es sich beide Male um einen Bereich handelt, der weder als (äußere) Realität noch als Phantasie zureichend zu erfassen ist? Meines Erachtens ist dies nicht zulässig, es sei denn, man ist bereit, die Differenz zwischen „Virtualität“ und Potentialität zu opfern. Potentielle Realität ist in Form von Phantasie, Imagination, Zukunftsentwürfen ein integraler Bestandteil der Lebenswelt, und steht nicht – wie die „virtuelle“ Realität – im Gegensatz zu dieser. Der intermediäre Raum ist ein Möglichkeitsraum, ein an die Fähigkeit zur Symbolisierung geknüpfter Raum, das heißt er ist Teil lebendiger leibhaftiger Subjekte und deren Psychosexualität und daher abhängig von deren Konflikthaftigkeit und Endlichkeit. Der subjektive Möglichkeitsraum ist, wie die klinische Erfahrung zeigt, stets störanfäll-

lig und ständig bedroht (siehe z.B. Target & Fonagy 1996). „Virtuelle“ Realität dagegen ist abhängig von einer technischen Infrastruktur. Sie ist nicht auf leibhaftige Subjekte angewiesen, im Internet können auch Programme miteinander interagieren. Ich unterscheide also den Begriff des Möglichkeitsraumes, den ich ausschließlich als Funktion von lebendigen Subjekten verstehe, als einen Raum, der sich endgültig schließt, wenn jemand stirbt, von dem des „virtuellen“ Raumes, den ich als Funktion einer Technologie verstehe.⁽⁵⁾ In Anbetracht dieser Überlegungen könnte man jedoch das Internet als partielle Technisierung der psychischen Funktion des intermediären Raums bezeichnen – wenn man denn überhaupt Technik nach dem Prothesen- bzw. Analogiemodell, bezogen auf den menschlichen Körper oder mentale Eigenschaften, konzipieren will. ⁽⁶⁾

2. „Schlagfertige“ Literalität oder ent-innerlichtes Schreiben

Eine weitere Herausforderung für eine psychologische Theorie der „Virtualität“ ist die Bestimmung der spezifischen Form der Schriftlichkeit, an die sie – zumindest im Fall des Chattens – bislang gebunden ist (vgl. Wehner 1997). Trotz der Bezeichnung „chat“ (Schwätzchen, Plauderei) handelt es sich nicht um mündliche Kommunikation, auch wenn manche Autoren das so sehen wollen und von der Wiederkehr des Dorfbrunnens auf globaler Ebene schwärmen. Auf der anderen Seite aber läßt sich das Chatten, wie bereits erwähnt, auch mit keiner bisher gebräuchlichen Form des Schreibens vergleichen, da es nicht zeitversetzt, d.h. nicht unter der Bedingung der zeitlichen Trennung von Schreiben und Rezipieren des Geschriebenen stattfindet.

In den Interviews, die die Grundlage meiner empirischen Untersuchung bilden, zeichnen sich permanente Irritationen und Unentschiedenheiten bezüglich des Sprechens und Schreibens ab. Man fühlt sich beispielsweise „angesprochen“, wenn man eine Äußerung „liest“, und „schreibt“ dann die Person an, um ihr das zu „sagen“. An solchen Textstellen wird deutlich, daß die Frage nach dem spezifischen Verhältnis der Chatter zur Schrift keine rein akademische Frage darstellt, sondern eine, die im Erleben der Subjekte ihre Spuren hinterläßt.

Durch die Zeitgleichheit und Öffentlichkeit der schriftlichen Kommunikation im Chat ist eine Schnelligkeit und „Schlagfertigkeit“ (Ole) des schriftlichen Reagierens erforderlich. Dadurch entfällt eines der wichtigsten Charakteristika des traditionellen Schreibens: die distanziert-reflektierende und kritische Einstellung, die mit der Schriftkultur und speziell dem Buchdruck Einzug in die abendländische Kultur gehalten hat. Schreiben und Lesen von Gedrucktem haben dem Menschen erlaubt, introspektiver, individualisierter und abstrakter zu denken (Ong 1987, Wehner 1997), d.h. auch Gedanken zu entwickeln und zu äußern, die am Dorfbrunnen die soziale Ächtung nach sich zögen. Die Trennung zwischen der Verschriftlichung eines Gedankens und seiner Rezeption befreite das Denken weitgehend vom Druck unmittelbarer sozialer Kontrolle. Die mit dem Schreiben und Lesen historisch einhergegangene Verinnerlichung des Denkens hat viel zur Autonomwerdung der Subjekte, auch im psychologischen Sinn beigetragen. Das kritische Prüfen von Argumenten und Geltungsansprüchen, das Wagnis, sich von Denktraditionen ein Stück weit zu lösen,

setzt eine psychische Struktur voraus, die die damit verbundenen Ängste, Konflikte, Schuldgefühle zu ertragen vermag.

Schreiben im Chat aber heißt: Sofortige Visualisierung und Veröffentlichung von Gedanken und ihre Verknüpfung in einem großen Netz. Es handelt sich dabei um ein schnelles schlagfertiges Schreiben-ohne-zu-denken. Auch wenn es einen gewissen Reiz, witzig und originell zu schreiben, gibt, die Hauptsache scheint darin zu bestehen, „seinen eigenen Senf dazuzugeben“ bzw. „seinen Tag zu hinterlassen, wie ein Grafitti-Sprayer“ (so ein befragter Chatter im Interview). Was zählt, ist das Sich-Einschreiben ins Netz.

Auch wenn es sich beim Chatten natürlich nicht um wissenschaftliches Schreiben handelt, halte ich doch die hier neu entstehende Form der Literalität für bedenkenswert, zumal die tendentielle Aufhebung von Autorschaft, Autorität und Verantwortung für Geschriebenes auch in anderen Funktionen des netzvermittelten Schreibens stattfindet, die direkt in die Bereiche des intellektuellen Austauschs und wissenschaftlichen Denkens hineinreichen.

3. Entgrenzung

Mit dem dritten Konzept, der Entgrenzung, greife ich die schon etwas älteren Überlegungen von Gérard Mendel aus den siebziger Jahren auf. Ich gehe davon aus, daß das Internet eine „kontralimitative Technik“ im Sinne Mendels darstellt (vgl. dazu auch Löchel 1997, S. 202f.). Der Begriff bezog sich damals auf alle Arten kultureller Praktiken vom Drogenkonsum und Rausch über Tanz, Meditation bis hin zu Techniken und Technologien des Transports etc. Das Entscheidende an kontralimitativen Techniken ist nach Mendel, „daß durch sie die raum-zeitlich bestimmte Realitätswahrnehmung mit ihren Begrenzungen aufgehoben wird“ (Mendel 1972, S. 80). Er war der Auffassung, daß Entgrenzungserlebnisse im Unbewußten der Fusion mit der Mutter korrespondierten, wobei die trennende und begrenzende, triangulierende Funktion des Vaters abgespalten und verleugnet werde, ebenso wie die Kehrseite der guten Mutter, nämlich die verschlingende, verfolgende, böse Mutter gefürchtet und abgewehrt werden müsse. Mendel diagnostizierte, ähnlich wie andere Theoretiker der „vaterlosen“ Gesellschaft, in der spätindustriellen Gesellschaft eine allgemeine Auflösung väterlicher, hierarchischer und lokalisierbarer Machtformen und eine Verschiebung hin zu Machtdiffusion und Omnipräsenz, was mit regressiven Haltungen und Ängsten einhergehe, ohne daß sich ein Gegner festmachen ließe, gegen den angekämpft werden könne, bzw. von dem eine Loslösung und Individuation möglich wäre.

Begriffe wie „WorldWideWeb“ oder „globale Vernetzung“ suggerieren in der Tat eine grenzenlose Omnipräsenz. Es handelt sich um eine Technologie mit dem Charakter einer Infrastruktur und nicht eines abgegrenzten Werkzeugs. Die Vermutung liegt nahe, daß die wahrgenommene Grenzenlosigkeit des Netzes an unbewußte Repräsentanzen früher Objektbeziehungen anknüpft, in denen das Kind sich von der Mutter noch ungetrennt erlebt. In den Forschungsinterviews gibt es neben den Phantasien von Teilhabe an einer Omnipräsenz und Omnipotenz auch viele Hinweise auf Ängste, im Netz von Dritten beobachtet zu werden; Ängste, daß andere in das eige-

ne Datensystem eindringen und es zerstören könnten; es wird berichtet von der quasi verschlingenden „Sogwirkung“ des Netzes, die z.B. in Form des Zeitvergessens erlebbar wird.

Auf der anderen Seite schwärmen die Jugendlichen davon, wie leicht man sich dem Chat-Kontakt wieder entziehen kann: „Man kann halt immer schön schnell raus ... man kann das jederzeit abbrechen ... einfach auf disconnect gehen“ (Ben, S. 5). „Also das ist das Schöne am Internet, daß man einfach sagen kann, nöö, wenn´s einem irgend wann mal reicht, dann sagt man, nöö, keinen Bock mehr.“ (Tillman, S. 4) (7) Wie Bolter (1997, S. 51) treffend beschreibt, existiert im Netz „kein tragischer Zwang, der jemanden an eine Gruppe bindet, die seinen Interessen nicht länger entgegen kommt“. Der Einzelne kann ständig selbst entscheiden, ob er elektronische Verflechtungen aufbaut oder abbricht. Doch scheint mir hier von großer Bedeutung, daß der technische Vorgang – „auf disconnect gehen“ – nicht dasselbe wie der psychische Vorgang einer Loslösung oder Trennung ist. Das Ausschalten nicht mehr gefälliger Verbindungen bedeutet nicht zwangsläufig einen Zuwachs an individueller Autonomie. Während zum Ideal des aufgeklärten, mündigen Individuums noch die Fähigkeit gehörte, sich aus den Zwängen der Tradition befreien zu können kraft des Vermögens der eigenen Vernunft – oder, psychoanalytisch gesprochen, kraft eines starken Über-Ichs und Ich-Ideals, das potentiell unabhängig machen kann von Zwängen der sozialen Umgebung –, wird eine solche Dialektik bezogen auf das Netz undenkbar. Denn eine „virtuelle“ Identität existiert ausschließlich im Netz. Das Netz stellt eine Abhängigkeit von der technischen Infrastruktur her, in bezug auf die keine Autonomie im Sinne von Loslösung und Individuation denkbar ist (vgl. Bolter 1997, S. 52).

Nach dieser eher dramatisierenden, die Eigenschaften der Technik stark machenden Darstellung, möchte ich nun zwei eher entdramatisierende empirische Fallbeispiele vorstellen, in denen etwas von den subjektiven Aneignungsweisen der Jugendlichen zum Ausdruck kommt. Wie sich zeigt, können diese Jugendlichen sehr wohl zwischen on-line und off-line-Erfahrungen unterscheiden und sich diesen Unterschied zunutze machen. Meine Untersuchung zur subjektiven Bedeutung des Internet umfaßt bisher ca. 20 themenzentrierte Interviews, die in Berlin von StudentInnen unter meiner Anleitung durchgeführt wurden, und die von mir tiefenhermeneutisch ausgewertet werden. (8) Die Auswertungen sind noch nicht abgeschlossen.

Fallbeispiel Tillman

Tillman ist ein 18-jähriger Schüler aus Berlin. Seine Interviewerin ist eine 35-jährige Psychologiestudentin, die ihn in einem Chat kennenlernte und zur Teilnahme an der Befragung einlud. Zu einer ersten Verabredung erschien Tillman nicht, weil er sie vergessen hatte. Möglicherweise zeigt sich darin eine Ambivalenz beim Übergang vom „virtuellen“ zum realen Kontakt, der teils gewünscht, teils gefürchtet wird. Bei einem zweiten, nunmehr erfolgreichen Verabredungsversuch erfuhr die Interviewerin, daß Tillman seit mehreren Monaten allein lebt. Die Eltern sind seit längerem getrennt und die Mutter ist vor kurzem ausgezogen.

Beim Lesen des Interviews entstehen bei mir ambivalente Gefühle gegenüber der Interviewerin, die mir einerseits zu direktiv und eingreifend erscheinen will, andererseits aber, wie ich auch sehe, einen „guten Draht“ zu dem Interviewten hat. Die Interviewerin selbst berichtet, die Gesprächsatmosphäre als angenehm und entspannt erlebt zu haben, hatte aber manchmal das Gefühl, wie vor einer Wand zu stehen, und beklagte, Tillman hätte zu wenig über seine Gefühle gesprochen. Auch hier äußert sich eine Unzufriedenheit und eine Ambivalenz in der Gegenübertragung. Offenbar ist immer einer nicht so, wie er sein soll. Ich verstehe dies als Hinweis auf ein kritisches Über-Ich. Als Leserin des Textes wiederum konnte ich die Unzufriedenheit der Interviewerin mit ihrem Gesprächspartner kaum nachvollziehen, ich war vielmehr beeindruckt von der aufgeschlossenen und differenzierten Art, in der hier ein Adoleszenter über sein Erleben spricht. In der Auswertungssituation zeigt sich also ein auffallender Unterschied zwischen dem Kontakt, der sich über das Lesen, und dem Kontakt, der sich im direkten Gespräch vollzieht. Vielleicht vermittelt sich hier bereits etwas von dem unterschiedlichen Erleben eines textbasierten Chats und eines leib-, zeit- und ortsgebundenen Gesprächs.

In der Eingangssequenz des Interviews berichtet Tillman, daß er seit eineinhalb Jahren einen Internetanschluß besitze. Er habe sich vorher gar nicht vorstellen können, „daß ziemlich viele Menschen *in* einem [bzw.] *mit* ihren eigenen Computern sich unterhalten können“ (S. 1). Die erste spontane Identitätspräsentation beinhaltet ein Schwanken bezüglich der Position der Internetuser: „in einem“ bzw. „mit ihren eigenen Computern“. Zwei konkurrierende Vorstellungen halten sich hier die Waage. Tillman ist sich nicht sicher: Findet die Unterhaltung im Computer statt, in einem technisch erzeugten metaphorischen Raum, in den man gleichsam hineingehen kann, wie das die Bezeichnung Chat-room ja auch nahelegt – oder ist es so, daß man sich *mit* seinem eigenen Computer unterhält? Auch diese Formulierung läßt ja zwei Optionen offen: *mit* dem Computer, wobei der Computer zum Gegenüber der Unterhaltung wird? oder *mittels* des Computers, in dem Sinne, daß der Computer das Instrument ist, dessen man sich bedient, um sich zu unterhalten?

In dem scheinbar kleinen Versprecher klingt eine weitreichende theoretische Kontroverse an, die weiter oben schon gestreift wurde: Sind die computer- und netzvermittelten Interaktionen überhaupt als Interaktion zwischen Personen zu werten – so die Sozialpsychologin N. Döring (2000) – oder ist das nur eine problematische und irreführende Metapher, da es sich lediglich um Interaktionen mit Texten bzw. einer Symbole erzeugenden Maschine handelt – wie die Philosophin S. Krämer (1997) meint?

An Tillmans Schwanken – unterhält man sich eigentlich im Computer oder mit dem Computer? –, das sich in den allerersten Sätzen des Interviews Ausdruck verschafft, wird deutlich, daß es sich bei der Frage nach dem Ort, dem Gegenüber und dem Mittel der Kommunikation keineswegs um abgehobene theoretische Diskussionen handelt, sondern um etwas wirklich in Frage stehendes, Unentscheidbares, das sich im Erleben und im Sprechen des Subjekts abbildet.

- Gehe ich in etwas hinein?
- Benutze ich ein Mittel, ein Instrument, ein Werkzeug?
- Befinde ich mich in einer Gesprächssituation mit einem Gegenüber?

Je nachdem, wie die Antworten auf diese Fragen ausfallen, ergibt sich daraus eine völlig andere Position des Subjekts.

Während sich in den ersten Sätzen Eigenheiten, Mehrdeutigkeiten, Rätselhaftigkeiten des technischen Mediums niederschlagen, bringt Tillman gleich darauf Eigenheiten seiner eigenen Person ins Spiel. Er teilt der Interviewerin mit:

„Die Anonymität spielt ´ne relativ große Rolle bei mir, also man muß keine Angst haben, daß man einer Person nicht gefällt oder abgewiesen zu werden. Und das ist doch sehr schön eigentlich.“ (Tillman, S. 1)

Erstaunlich offen spricht Tillman über seine Angst, nicht zu gefallen, die Angst abgewiesen zu werden, und seine Erleichterung über die Möglichkeit, diese Angst durch netzvermittelte Kontaktaufnahme zu mildern. Auch andere Ängste, die seine narzißtische Verletzlichkeit zum Ausdruck bringen, kommen dabei zur Sprache. (9)

Die Erfahrung, die eigene Wirkung auf die anderen nicht kontrollieren zu können, die Angst, getäuscht zu werden, die Sorge um das Bild, das man abgibt, und die Gefahren, wenn man sich zeigt, sind typisch adoleszente Fragen. Tillman kann, wie bereits erwähnt, darüber ungewöhnlich direkt und aufrichtig sprechen. Aus welchem Grund ihm das möglich ist, läßt sich in diesem Rahmen nicht entscheiden: Liegt es an seiner Person, am „guten Draht“ zur Interviewerin, oder hat das etwas mit den entlastenden Erfahrungen zu tun, die das Chatten mit sich bringt? Eine Hypothese wäre, daß die Differenzierung zwischen Real Life und Chatten, das Spüren der emotionalen Belastungen im Real Life und der Möglichkeit einer Entlastung davon, es ermöglicht, solche Erfahrungen zu benennen und zu thematisieren, eine reflektierte Haltung dazu einzunehmen. Eine Bremer Untersuchung von Paulina Leicht und Thomas Leithäuser (2001, persönliche Mitteilung) kommt in der Tat zu dem Schluß, daß zumindest für eine bestimmte Gruppe von Chattern zutrefte, daß sie das Netz als Selbsterfahrungs- und Reflexionsmedium benutzen, und diese Erfahrung ihre Fähigkeit, über eigene Gefühle nachzudenken und sie mitzuteilen, stärke. Auch meine bisherigen Befunde legen nahe, daß für manche Jugendliche das Internet eine Art „Moratorium“ im Sinne Eriksons (1988), einen Aufschub und eine vorläufige Entlastung von den Realitätsanforderungen zu bieten scheint, um vorerst spielerische Erfahrungen des Sich-Ausprobierens zu erlauben.

Tillman erlebt das Chatten als „Gespräch“, als „Unterhaltung“, als „Sich treffen“ und „Kennenlernen“, als „Beisammensein“ mit Freunden. Er verwendet diese Begriffe ganz genauso, als wenn es sich um soziale Kontakte auf dem Schulhof oder in einer Kneipe handelte. Die libidinöse Besetzung bzw. die damit verbundenen Affekte sind deutlich erkennbar. Es gibt eine „Vorfreude“ (Tillman, S. 4, S. 10), es gibt Wiedersehensfreude (10) und es gibt Abschieds- und Trennungsgefühle. Im Gegensatz dazu berichtet er von einem realen Treffen mit einer Chatpartnerin (S. 2-4), bei dem er sich „komisch“ gefühlt und nicht gewußt habe, was er erzählen sollte. Das Stocken des Gesprächs interpretiert er sofort als gegenseitiges Mißfallen und gerät innerlich in Panik. Er macht deutlich, daß er die Ungewißheit und Offenheit dessen, was an emotionaler Bewegung zwischen ihm und der Partnerin aufkommen könnte, nicht ertragen kann. Er ist vielmehr ganz von der Frage besessen, ob er der Partnerin gefällt und, ob sie ihm gefällt, so daß ihm nichts zu sagen einfällt. Er fühlt sich „blockiert“.

Die Entlastung von diesem narzißtischen Druck ermöglicht ihm im Rahmen des Chat etwas Neues. Er spricht davon, beim Chatten „Leute [zu] erkennen“ und „andere Personen [zu] erfahren“ (S. 1, S. 8, 10f.). (11) Diese Formulierungen irritierten mich zunächst. „Einen anderen erfahren“ hätte ich zunächst mit diesem artifiziellen Medium nicht verbunden, ist doch die Erfahrung des anderen hier extrem eingeschränkt auf dessen schriftliche Äußerungen. Und gar „erkennen“, worin der biblische Sinn der vollen, auch sexuellen Erfahrung des anderen mitklingt, hätte ich geradezu als Kontrastbegriff zum „virtuellen“ Kontakt verstanden. Was meint Tillman, wenn er immer wieder auf diese Formulierungen zurückgreift? Es scheint, als fühle er sich im Schutz der „Virtualität“ von der obsessiven Beschäftigung mit seinen eigenen Verlegenheits- und Peinlichkeitsgefühlen, seiner „Hemmung“, seiner „Schüchternheit“ befreit. Wenn die narzißtischen Ängste, die um die eigene Person kreisen, nachlassen, wird die Öffnung gegenüber dem anderen überhaupt erst möglich. Er nutzt den Chat also zur narzißtischen Entlastung. Doch es wäre ein Mißverständnis zu meinen, er weiche auf das Internet aus, um die Begegnung mit der Realität zu vermeiden. Im Gegenteil. Zum adoleszenten Aufschub gehört neben der Entlastung vor allem auch die Erwartung, in diesem Fall die Erwartung, es möge nicht beim Chat bleiben, sondern „einen Schritt weiter gehen“.

„Eventuell ergibt sich da dann auch was“, sagt Tillman. „Dann telefoniert man zügig.“ (Tillman, S. 2). Das Chatten wird als erster Schritt einer Abfolge erlebt, die über die e-mail-Adresse, die Handynummer und die Festnetznummer zum sog. „blind date“ führen kann – wenn auch nicht muß. In den Interviews vermittelt sich die Atmosphäre einer gespannten Erwartung, von Tillman als „Vorfreude“ bezeichnet, ein das Chatten begleitendes Gefühl, „es könnte sich daraus etwas ergeben“, „es könnte etwas dabei herauskommen“ (Tillman, S. 2), „es könnte etwas passieren“ (Laura, S. 7). (12) Der Bewegung „hinein“ ins Netz korrespondiert ganz offensichtlich ein Drang, darüber hinaus zu kommen – zumindest in der Adoleszenz. Der Reiz, der darin liegt, daß die schriftlichen Interaktionen zu Fleisch und Blut werden könnten, scheint bisweilen unwiderstehlich zu sein.

Fallbeispiel Ole

Anders als Tillman, der von seinen „Freunden“ im Netz spricht, ist der um acht Jahre ältere Ole, den ich Ihnen nun abschließend noch vorstellen möchte, vorsichtiger: Er bezeichnet die „Leute aus dem Chat“, *nicht* als Freunde, „weil ... man kennt sie zwar, aber man kennt sie auch irgendwo nicht“ (Ole, S. 10). Ole nimmt besonders die aggressive Qualität der Netzkontakte wahr, der er fasziniert und ambivalent gegenübersteht. Auf der einen Seite stellt er illusionslos die Flüchtigkeit und Unverbindlichkeit der Kontakte fest: „Sobald dein Name auf dem Bildschirm weg ist oder nicht mehr zu sehen, bist du erst mal draußen, dich nimmt keiner mehr wahr. ... Es ist sehr kurzlebig. Du bist schnell aus dem Gedächtnis der Leute raus. Du hinterläßt da keine bleibenden Spuren in dem Chat.Genauso schnell, wie du drinnen bist, bist du auch wieder weg.“ (Ole, S. 13-14)

Auf der anderen Seite vertraut er der Interviewerin an, daß er genau diesem flüchtigen Schlagabtausch durchaus etwas abgewinnen kann: „Man traut sich bestimmte Sachen einfach mehr ... man wird, glaube ich, schlagfertiger, ... frecher, dreister ... man kann die Leute verkohlen und bekommt nicht gleich eine Faust aufs Auge“ (S. 17) „Du kannst stänkern, wenn Dir danach ist“ (S. 4), und „fühlst Dich nicht betroffen, wenn Du da jemanden so richtig böse anrempelst“ (S. 16).

Ole ist Student aus Berlin und wird von einer etwa gleichaltrigen 26-jährigen Studentin interviewt. Auch sie hat den Kontakt über das Chatten aufgenommen und war überrascht, wie schnell Ole bereit war, der Einladung zum Interview zu folgen. Er wollte sofort kommen und sie hatte Mühe, das Treffen auf den nächsten Tag zu verschieben. Sie berichtet, was sich auch im Transkript des Gesprächs wiederfindet, daß Ole sehr schnell, „rasend schnell“, „wie gehetzt“ gesprochen habe.

In einer Interpretationsgruppe, die es nur mit dem Text und nicht dem Tempo des Gesprochenen zu tun hat, überwiegt der Eindruck, der Text sei sehr „angenehm zu lesen“, „nichts scheint zu haken“, er wirke aber auch auffallend „glatt“ und wenig einprägsam, was bei einigen die Frage „was steckt dahinter“ aufkommen läßt, bei einer Interpretin jedoch auch Langeweile und Desinteresse. Die Interviewerin berichtet, daß es sich um einen besonders gut aussehenden und gut gekleideten jungen Mann gehandelt habe, der leicht den Blick auf sich ziehe. Er habe aber im Gespräch dafür gesorgt, daß sie ihm nicht zu nahe komme, habe an manchen Stellen aggressiv abgeblockt, sie gleichzeitig aber auch neugierig zu machen versucht.

Es entsteht der Eindruck eines narzißtisch-hysterischen Umgangs mit der Beziehungssituation im Interview. Im Text erscheint an einer Stelle die Erwähnung eines „Nacktputzdienstes“ in Berlin, bei dem männliche Studenten aus Oles Bekanntenkreis jobben, und der streng nach der Regel funktioniere: „Nicht anfassen, nur kucken“. Wir kommen in der Interpretationsgruppe zu der Auffassung, daß Ole offenbar die Interviewsituation wie eine Nacktputzsituation auffaßt und sind verblüfft, wie treffend dieses Bild die Chatsituation beschreibt. Auch das Chatten funktioniert nach der Regel „Nicht anfassen, nur kucken“. Es beruht auf einem Ausschluß des Taktilen und Haptischen – abgesehen vom Tastendrücken und Anklicken – und einer Überbetonung des Visuellen. Nur ist im Netz sogar das Visuelle noch weiter eingeschränkt auf die getippten schriftlichen Äußerungen. „Du siehst den Namen und du siehst, was er schreibt.“ (Ole, S. 7) Aber diese Art „sich vom [schriftlichen] Sehen her zu kennen“ (S. 1) mache ihn „neugierig“, „dann doch zu erfahren, wer dahinter steckt“.

Ebenso wie für Tillman gehört für ihn zu den spannendsten Eigenschaften des Internet, daß man es in Richtung Real Life überschreiten kann. Seine schnelle Bereitschaft, aus dem Chat heraus in die Wohnung der Interviewerin zu kommen, belegt das nachdrücklich. Aber auch in Worten beschreibt er es: „Das Interessante daran [am Chatten] ist, *wenn es sozusagen einen Schritt weiter geht*“ (S. 5). „Man lernt die Leute ja nicht nur auf dem Bildschirm kennen, sondern es besteht ja auch immer die Möglichkeit, daß man sie *doch auch im realen Leben kennen lernt*.“ (S. 3)

Vergleich der Fallbeispiele

Beiden Interviewpartnern ist die Differenz zwischen Chat und Real Life bewußt, spürbar und benennbar. Das Verhältnis zwischen „virtuellen“ und realen Kontakten wird von beiden thematisiert und reflektiert, und beide suchen die Überschreitung des Chats in Richtung Real Life. Bei Tillman geschieht das mit Zögern und Ambivalenz, wie sich auch in seiner szenischen Gestaltung der Interviewsituation zeigt – verbunden mit einer quälenden Spannung von Ich und Ichideal und hoher narzißtischer Kränkbarkeit. Ole dagegen stürmt mit rasender Geschwindigkeit aus dem Chat heraus das in Real Life hinein, setzt dort aber das Motto „nur kucken, nicht anfassen“ in seiner Beziehungsgestaltung fort.

Für Tillman scheinen die Netzkontakte mit größerer libidinöser Befriedigung verbunden, er erlebt sie als Freundschaften und als Erfahren und Erkennen anderer Personen; bei Ole steht das lustvolle Ausagieren von Aggression stärker im Vordergrund, wie in der Metapher der „Schlagfertigkeit“ treffend zum Ausdruck kommt. Er spielt mit der Kurzlebigkeit, Schnellebigkeit und Flüchtigkeit des Kontakts – im Chat wie in der Interviewsituation. Er rauscht ins Gespräch mit der Interviewerin hinein, läßt sich bewundern, und hinterläßt seinen „tag“ wie ein Graffiti-Sprayer in der S-Bahn.

Neben diesen gut erkennbaren individuell unterschiedlichen Beziehungsgestalten schlagen sich in den Texten in nicht geringerem Maße Charakteristika der Chat-Technik und –Technologie nieder: Die Unentschiedenheit, welcher Realitäts- und ontologische Status dem Interaktionsgegenüber zukommt, die Unentschiedenheit zwischen Sprechen und Schreiben, die Anonymität, die Schnelligkeit, die Dominanz des Visuellen und – nicht zuletzt – die Vorstellung, es gebe etwas „dahinter“ oder „darüber hinaus“.

Anmerkungen

- (1) „Das Chatten ist eine zeitgleiche Form der computervermittelten Textkommunikation: Die Tastatureingaben der Chattendenden erscheinen unmittelbar (d.h. mit minimaler Übertragungsbedingter Verzögerung) auf den Monitoren der anderen Beteiligten.“ (Döring & Schestag 2000, S. 314)
Chats können zwischen zwei Personen oder auch in einer Gruppe stattfinden. Die ursprüngliche Form des IRC (=Internet Relay Chat) erlaubt im Prinzip jedem Interessenten einen eigenen Kanal zu eröffnen, setzt aber größere technische Kompetenz und Eigenaktivität voraus. Inzwischen gibt es unzählige Chatangebote, die mittels der gängigen Browser wie Netscape oder Windows Explorer zugänglich sind und verschiedene Abstufungen von gruppenöffentlichen bis hin zu adressierten privaten Mitteilungen an Einzelne technisch möglich machen (z.B. Funktionen wie „Flüstern“ oder „Chambre séparée“).
- (2) Auf die Frage geschlechtsspezifischer Unterschiede beim Chatten gehe ich in diesem Rahmen mangels empirischen Materials noch nicht ein. Die von mir aufgestellten theoretischen Überlegungen gelten nach meiner Auffassung im Prinzip für beide Geschlechter.
- (3) Trotz der Gleichzeitigkeit des Chatkontaktes kann man meines Erachtens nicht sagen, daß im Chat *Zeit miteinander verbracht* würde. Die technisch vorausgesetzte Gleichzeitigkeit ist eine kontextlose, nicht qualitative Zeit. Die im Chat geteilte Zeit abstrahiert z.B. von Tages- und Jahreszeit, Lebensalter und situativer „Atmosphäre“.
- (4) Bereits der Computer ist mehrfach mit einem „Zwischending“ und „Übergangsobjekt“ verglichen worden, z.B. von Turkle 1984, Schachtner 1993, Tietel 1995, speziell das Internet z.B. von Musfeld 2001.

- (5) Aus dieser Unterscheidung folgt auch, daß das Internet nicht per se eine Erweiterung der kulturellen und symbolischen Räume in einer Gesellschaft darstellt. Ob es dazu werden kann, hängt wesentlich auch von der Symbolisierungsfähigkeit der Nutzer ab.
- (6) Eine Gegenposition dazu vertritt Krämer (1997), die der Auffassung ist, daß dadurch die Fremdheit und Andersartigkeit speziell der Computertechnologie geleugnet werde.
- (7) Die auf Eigennamen folgenden Seitenangaben beziehen sich, auch im folgenden, auf die Transkripte der Forschungsinterviews.
- (8) Zur methodologischen Begründung und zum forschungspraktischen Vorgehen dieser Auswertungsmethode siehe Löchel (1997).
- (9) „Man muß ... keine Angst haben, daß irgendwie über einen ... getratscht wird, weil die andere Person kennt Dich nicht und dadurch fällt das alles weg ...Ich find's nicht grade sehr schön, wenn ich irgendwie Sachen erzähle und denn andere Leute sich darüber lustig machen, weil vor allem das geht ja dann hinter Deinem Rücken ... dann geht's doch ziemlich an die Nieren, wenn man das dann hört .. über Dritte und Vierte ... und Du dachtest eigentlich, das ist ein guter Kumpel gewesen. (S. 1) „Dann isstes auch schmerzhaft, wenn man ... Kommentare über einen hört, und man weiß ganz genau, na ja, stimmen ja, aber kann ich doch auch nix für.“ (Tillman, S. 11)
- (10) Beispiel 1: „Wenn man dann am zweiten Tag in 'n Chat geht, dann hofft man innerlich auch: Oooh, vielleicht ist die Person ja wieder da, würd mich ja freuen. Und wenn sie dann da ist, dann unterhält man sich wieder: Hi, kennste mich noch von gestern und so weiter und so fort.“ (Tillman, S. 10) Beispiel 2: „Man freut sich, wenn man in den Chat geht und man sieht, es sind Leute da, die man vom Namen her kennt ... Oh toll, der ist da, na klar, log ich mich jetzt auch mal ein. Es ist schon so ein Gefühl von Freude da.“ (Ole, S. 10)
- (11) Auch andere Jugendliche sprechen davon, daß sie den „Charakter“ ihrer Chatpartner „sehen“, „erkennen“ oder „merken“.
- (12) Man überwindet räumliche Entfernungen von mehreren hundert Kilometern, getrieben von der Vorstellung, das, was im Chat begann, könnte „weiter gehen“. Ein Jugendlicher berichtet von dem Kitzel, den er spürt, wenn er in der S-Bahn sitzt und überlegt, ob da vielleicht jemand aus dem Chat ihm gegenüber sitzen könnte (Ole, 26 J.). Selbst bei einem sehr zwanghaften Jugendlichen, der vorrangig am Diskutieren technischer Probleme interessiert zu sein scheint, gibt es einen Chat-Partner, der am anderen Ende der Republik lebt, und den er unbedingt besuchen und kennenlernen will (Moritz, 18 J.).

Literatur

- Becker-Schmidt, R. (1988): Die Gottesanbeterin. Wunschbilder und Alpträume vom Computer. In: Krafft, A. & Ortmann, G. (Hg.) (1988): Computer und Psyche. Angst-lust am Computer. Frankfurt/M. (Nexus), S. 305-329.
- Bolter, J. D. (1997): Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens. In: Münker, S. & Roesler, A. (Hg.) (1997): Mythos Internet. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S.37-55.
- Döring, N. (2000): Romantische Beziehungen im Netz. In: Thimm, C. (Hg.) (2000): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Netz. Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 39-70.
- Döring, N. & Schestag, A. (2000): Soziale Normen in virtuellen Gruppen. Eine empirische Untersuchung am Beispiel ausgewählter Chat-Channels. In: Thiedeke, U. (Hg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen, Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 313-354.

- Erikson, E. (1988): Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Krämer, S. (1997): Vom Mythos „Künstliche Intelligenz“ zum Mythos „Künstliche Kommunikation“ oder: Ist eine nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich? In: Münker, S. & Roesler, A. (Hg.) (1997): Mythos Internet. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 83-107.
- Löchel, E. (1997): Inszenierungen einer Technik. Psychodynamik und Geschlechterdifferenz in der Beziehung zum Computer. Frankfurt/New York (Campus).
- Mendel, G. (1972): Generationenkrise. Frankfurt/M. (Alber).
- Musfeld, T. (2001): Identitäts-Konstruktionen und VerNetzungs-Techniken. In: Journal für Psychologie 9, H. 1, S. 29-43.
- Ong, W. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Schachtner, Ch. (1993): Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Target, M. & Fonagy, P. (1996): Playing with reality II. Int J. Psycho-Anal. 77, S. 459-479.
- Tietel, E. (1995): Das Zwischending. Die Anthropomorphisierung und Personifizierung des Computers. Regensburg (S. Roderer Verlag)..
- Turkle, S. (1984): Die Wunschmaschine. Der Computer als zweites Ich. Reinbek (Rowohlt).
- Wehner, J. (1997): Medien als Kommunikationspartner – Zur Entstehung elektronischer Schriftlichkeit im Internet. In: Gräf, L. & Krajewski, M. (Hg.) (1997): Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk. Frankfurt/M. (Campus), S. 125-149.
- Winnicott, D.W. (1987): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart, 4. Aufl. (Klett).